

Ein neues Schubert-Bild

Man hat ihn gerne als den um die Nachfolgerschaft Beethovens Ringenden hingestellt, Franz Schubert, den Schöpfer von neun Sinfonien, von Klaviersonaten, Messen, Opern und Kammermusikwerken. Er selbst hat sich so gesehen. Seine Lieder, die wir heute als kostbarsten Schatz hüten (und — von einigen „Schlagern“ abgesehen — viel zu wenig singen), dünkten ihm nicht wichtig genug. Er „sitzte jetzt ganz in Sinfonien und Opern“, sagte er einmal. Das Vorbild Beethovens lockte ihn.

Aber er sollte nicht sein Nachfolger und Fortsetzer, er sollte der große Gegenspieler Beethovens werden. Schubert ist seiner Abstammung nach, wie neuere Forschungen einwandfrei nachgewiesen haben, Sudetendeutscher. Sein Vater war aus Mährisch-Neudorf bei Altstadt als Schulgehilfe nach Wien gegangen. Der Prager Musikwissenschaftler Gustav Becking zieht daraus die Folgerung, daß in Schubert das Bährische, das Erdverbundene noch so stark war, daß er fremd und fern in der städtischen Kultur Wiens und in dem dort herrschenden aufklärerischen Zeitgeist stand; dessen Kunstauffassung, wie sie unter den Musikern Beethoven repräsentiert, war überzeitlich und überlandtschaftlich. Schubert aber war an seine Heimerde gebunden. Das zeigt sich klar in dem Verhältnis der beiden zur Natur. Beethoven bezwingt sie, gestaltet sie, drückt ihr den Stempel seines Wesens auf. Sie ist, von der „Pastorale“ abgesehen, in seinem Schaffen nie lebendig geworden, weil er sie nicht sieht, wie sie ist, sondern nur durch das Gitter seiner Gedanken. Stundenlang kann er durch Feld und Wald rasen, ohne sie in ihren Einzelheiten zu gewahren, dann stürmt er nach Hause, um aufzuschreiben, was ihm der Tag draußen in der Natur geschenkt hat.

Schubert aber! Er geht als Liebender durch die Natur, er geht in ihr auf, er verkündet ihre Schönheit, er läßt sich von den Wundern der Natur treiben und beseligen. Er durchwandert die Wiener Landschaft, er macht Fahrten nach Oberösterreich, nach Salzburg und in die Steiermark. Sein tiefes Naturgefühl spricht aus den Worten, mit denen er seinem Bruder Ferdinand im September 1825 die Umgebung der Stadt Salzburg schildert: „Dir die Lieblichkeit dieses Tales zu beschreiben, ist beinahe unmöglich. Denke Dir einen Garten, der mehrere Meilen im Umfange hat, in diesem unzählige Schlösser und Güter, die aus den Bäumen herausoder durchschauen; denke Dir einen Fluß, der sich auf die mannigfaltigste Weise durchschlängelt; denke Dir Wiesen und Äcker, wie ebensovielen Teppiche in den schönsten Farben, dann die herrlichen Wasser, die sich wie Bänder um sie herumschlingen, als wären sie die Wächter dieses himmlischen Tales.“

Diese Naturstimmung spricht uns in seiner C-Dur-Sinfonie, die gewöhnlich als die siebente bezeichnet wird, in Wirklichkeit aber seine neunte ist. Während Beethoven sein Tonmaterial formt, es anpackt, gestaltet, verändert, ja geradezu vergewaltigt, steht Schubert vor ihm als einem Wunder der Natur, staunend, in Ehrfurcht und Liebe. Er gleicht darin Bruckner, zu dem er von Beethoven aus die Brücke bildet. Und so kommt es, daß er seine Themen nicht eigentlich verarbeitet, sondern vielmehr aneinanderreihet, wie musikalische Bilder, so entstanden jene „himmlischen Längen“ der C-Dur-Sinfonie, von denen Schumann spricht, der das Werk mit einem Roman in vier Bänden etwa von Jean Paul vergleicht, „der auch niemals enden kann, und aus den besten Gründen, um auch den Leser hinterher nachschaffen zu lassen“.

Schumann erzählt uns, wie er das Werk, das sein Schöpfer nie gehört hat, bei Ferdinand Schubert entdeckt hat. „Zuletzt ließ er mich auch von den Schätzen sehen, die sich noch von Franz Schuberts Kompositionen in seinen Händen befinden. Der Reichtum, der hier aufgehäuft lag, machte mich freudeschauernd; wo zuerst hingreifen, wo aufhören! Unter anderem wies er mir die Partituren mehrerer Sinfonien, von denen viele noch gar nicht gehört worden sind, ja, oft vorgenommen,